

# Berliner Tageblatt



## und Handels-Zeitung.

Über unvollständige Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Redaktions-Bureau: Ed. Reber & Co. in Berlin, Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

### Das Urteil gegen Jatho.

Die jetzt publizierte Begründung der am 24. Juni vom Spruchkollegium für kirchliche Lehrangelegenheiten getroffenen Entscheidung gegen den Pfarrer Jatho kann nur dazu beitragen, den Unwillen und Unverständnis, der sich gegen das Urteil selbst bereits in den weitesten Kreisen des protestantischen Deutschland bemerkbar machte, noch ganz erheblich zu steigern. Eritt doch in der Begründung mit aller Deutlichkeit zutage, daß das Spruchkollegium selbst keineswegs eine feste Norm hatte, nach der es die Jathosche Lehre beurteilte. Man verfuhr es allerdings, dem Angeklagten in fünf Punkten der schriftlichen Lehre, nämlich in seinen Auffassungen über Gott und Welt, in seiner Lehre über die Offenbarung, über Schuld und Sünde, über den geschichtlichen Christus und über die persönliche Fortdauer des Einzelnen nach dem Tode Rezipienten nachzuweisen. Aber wie schon bei der Behandlung selbst Pfarrer Jatho bezüglich von seinen Vätern forderte, daß sie ihm einmal sagen möchten, wozu eigentlich die biblische Lehre besche, so suchte man auch in der Begründung des Urteils vergebens nach dem erwidern und unerwiderlichen Grund, auf dem die preußische Landeskirche doch stehen muß, wenn sie sich das Recht zusprechen will, einen Pfarrer aus seinem Amt zu entfernen, weil die Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnis der Kirche einnimmt, mit einer weiteren Wirksamkeit in der Landeskirche unvereinbar ist.

Was sieht denn eigentlich dieses Bekenntnis der Kirche aus? fragt man unwillkürlich. Darauf erhält man in der Begründung des Urteils nur höchst dürftige Auskunft. „Christliche Gotteserkenntnis“, „fester Grund des christlichen Glaubens“, „Heiligkeit Gottes und Abband des irdischen Menschen“, „der Christus der Heiligen Schrift“ und die „Christenlehre eines ewigen Lebens“ sind die einzigen Punkte, die als das echte christliche Bekenntnis bezeichnet. Ein „strobheres Bekenntnis“, würde Luther zu diesem Urteil gesagt haben. Wenn man die ursprünglichen Bekenntnisurkunden des Protestantismus liest, dann wird man seinen Augenblick darüber im Zweifel sein können, daß die Glaubensformeln des Spruchkollegiums von den echten Bekenntnisurkunden nicht nur abweichen, weil man nicht noch weiter abweichen, als sich Jathos Bekenntnis von dem ihrigen entfernt.

Die Wahrheit ist, daß es sich im Protestantismus um ein festes Bekenntnis überhaupt nicht mehr handeln kann. Die ursprüngliche sehr materialistisch gedachten religiösen Auffassungen haben sich innerhalb des Protestantismus zum einen immer weiter verflüchtend, was die Richtung anfallen lassen müssen. Der Protestantismus ist eben nicht ohne bleibende Wirkungen durch den Pietismus und den Rationalismus hindurchgegangen. Es gibt heute in der protestantischen Kirche überhaupt keinen ernsthaften Theologen mehr, der auf dem Bekenntnisstandpunkt der Reformatoren steht. Das ist ein sich kein Mangel. Die Bewusstseinsbildung des Protestantismus liegt in der Persönlichkeit gefüllten Protestantismus. Die protestantische Kirche kann nie wieder zu dem festen Dogma gelangen, durch das sich die römische Kirche mehr unterscheiden als auszeichnet. Männer wie Schleiermacher und Ritchl haben im Protestantismus unauflösbliche Spuren hinterlassen. Wer, wie die heutige römische Theologie,

auf den Schultern der mittelalterlichen Scholastik steht, dem erscheinen die Männer des Spruchkollegiums genau so als Reher wie Herr Jatho selbst. Für Herrn Dr. Bander ist es ein Abgrund, der zwischen ihm und Jatho gähnt. Aber vom Standpunkt einer fortschreitenden kirchlichen und religiösen Entwicklung handelt es sich bei der Differenz zwischen Jatho und seinen Richtern nur um kleine, fast belanglose Differenzen. Jatho geht in der Verneinung des christlichen Dogmas etwas weiter als seine Richter. Aber mit einem Thomas von Aquino verglichen oder gar mit einem Athanasius, sind auch die Richter Jathos Irreführer, die hundertfach verdammte werden müßten. Man lese nur einmal das Athanasianische Glaubensbekenntnis.

Der Liberalismus ist tolerant, selbst noch, was die Orthologie so schwer verfehlt, gegen die Intoleranz. Deshalb bekreitet einer kirchlichen Gemeinschaft nicht das Recht, ihre inneren Angelegenheiten und ihre Glaubensregeln nach ihren eigenen Bedürfnissen zu bestimmen. Sollen die Herren Bogits und Genossen im Spruchkollegium einer freien religiösen Gemeinschaft, so würde ihnen kein Wort darüber zu verlieren haben, daß sie einem ihrer Mitglieder den echten Glauben absprechen. Das wäre ihr Recht, so gut es das Recht des Papstes ist, darüber zu entscheiden, was seine Herde zu glauben hat. Aber diese an sich so klare und deutliche Sachlage wird sofort kompliziert, wenn man berücksichtigt, daß es sich eben nicht um eine kirchliche Gemeinschaft, sondern um die preußische Staatskirche handelt. In der Kirche wird das unumgängliche Bedürfnis zwangsläufig hineingetrieben; von der Zugehörigkeit zur Staatskirche hängt in zahlreichen Fällen die Zulassung zum Staatsdienst ab. Der Staat treibt für die Kirche die Kirchensteuer mit seinen Machtmitteln ein. Kirche und Staat sind in Preußen nicht zu trennen. Solange es sich so verhält, wird man auch nicht zu gelassen können, daß innerhalb der Staatskirche eine bestimmte Richtung herrscht, die allen anderen Richtungen das Auen erschwert. Wären in Preußen Kirche und Staat voneinander getrennt, handelte es sich um eine rein kirchliche Organisation, so wäre die Lösung der Jathofrage sehr einfach. Man könnte ruhig sagen: Tut und glaubt, was ihr wollt. Wir wenden euch den Rücken und tun und glauben, was wir wollen.

Diese kirchliche Sachlage ist heute in Preußen, wenn nicht gänzlich ausgeschloffen, so doch mit großen Schwierigkeiten und mit nicht unerheblichen materiellen Schädigungen verbunden. Deshalb ist es eine unumgängliche Aufgabe innerhalb der Kirche, die sich selbst noch zur Kirche rechnet, die Befähigung ihrer religiösen Bedürfnisse innerhalb der Landeskirche unterlegen zu wollen. Deshalb ist es auch berechtigt, daß Jatho mit seinen Freunden trotz alledem innerhalb der Landeskirche bleiben will; aus dem gleichen Grunde aber gibt es aus diesem Dilemma gar keinen anderen Ausweg, als daß endlich die Trennung zwischen Staat und Kirche vollzogen wird. Sobald dieses Ziel erreicht sein wird, mögen die Anhänger einer strengeren Kirchlichkeit sich in ihrem eigenen Hause einrichten, wie es ihnen gefällt. Es mag das Preussengericht abwarten, so viel sie wollen. Niemand wird sie in dieser Zeitigkeit fürchten. Die Vertreter einer verengten Auffassung der christlichen Lehre mögen dann ihrerseits zusehen, ob es ihnen gelingt, einen verhältnismäßig erheblichen Teil des Volkes für ihre Auffassung zu gewinnen. Aber solange diese reinliche Scheidung nicht erfolgt ist, solange hinter der

preussischen Landeskirche der Arm des Staates sich geltend macht, ist das Urteil gegen Jatho ein schimmerndes Fehler, der sich an der Landeskirche selbst rächen wird.

Paul Mihaolla.

### Marokko.

Der angebliche amerikanische Protest. — Die Befriedigung über die Selbverle. — Erregung gegen Spanien. (Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 12. Juli.

Der „Petit Parisien“ erhält von einem amerikanischen Diplomaten die Erklärung, daß die Proteste von dem Protokoll der Vereinigten Staaten wegen Marokko falsch ist. Der „Matin“ hält die in der angeblichen Note enthaltene Auffassung für unrichtig, da Deutschland nie die Absicht ausgesprochen habe, sich in Marokko ständig festzusetzen, und sagt hinzu, daß nach Erkundigungen an besserer Quelle die Mitteilung der Regierung aus Washington über die Angelegenheit nicht richtig ist. Andere Zeitungen drängen ähnliche Zementis über Marokko nur das „Gloire de Paris“, das in sensationeller Aufmachung die Lebensnachricht brachte, hält es nicht für nötig, seinen Irrtum einzugehen. Es ist das einzige größere Pariser Blatt, das noch immer fortfährt, mit verletzten Spitzen gegen die ruhige Auseinandersetzung über Marokko mit Deutschland zu arbeiten. In der ganzen übrigen Presse zeigt sich das Bemühen, lässlich zu bleiben und den Diplomaten Zeit zu lassen, die Angelegenheit zu lösen. Der „Matin“ drückt sogar in sehr kräftiger Form den Wunsch aus, daß auch gewisse französische Kolonialinteressen, die an den Verhandlungen geschäftliche Hoffnungen knüpfen, dem Auswärtigen Amt in Paris fernbleiben mögen. Das Blatt sagt, daß diesen Herren am Quai d'Orsay ein Empfang zuteil wird, der in gewissen Kreisen unangenehm berührt. Es wäre interessant, Näheres über diese Bedeutung zu erfahren.

Die Erklärung de Selves vor der Kammer hat allgemein befriedigt, namentlich die Betonung der Bemühung, außer der Würde Frankreichs auch die Beziehungen guten Einvernehmens und vollkommener Loyalität mit Deutschland zu bewahren, wird überall durch den Druck hervorgehoben und findet nirgendwo Widerspruch. Einige Zeitungen reproduzieren Telegramme ihrer Zanger Korrespondenten, in denen gemeint wird, daß Offiziere der „Zanger“ Marokko besetzen, und diesen Vorgang große politische Bedeutung und militärische geschäftliche Wichtigkeit zugeschrieben werden. Wenn die Franzosen wüßten, in welchem künftigen Widerspruch diese geheimnisvollen Angaben mit den höchst einfachen Tatsachen des kurzen „Landvergnügens“ stehen, würden sie über die Wichtigkeit dieser „Truppenlandung“ selbst am meisten lachen. Hebrigens sind die Herren Offiziere nach ihren Geschäftsverhältnissen bereits in der „Zanger“ Marokko gegangen, wie ein Telegramm aus Zanger meldet. Nach alledem der Gesamtindruck nicht schlecht. Die Aufregung der ersten Tage ist fastbärtig überlegen gewiesen. Debeermann scheint bereits davon überzeugt zu sein, daß die Marokkofrage nicht als eine künftige Ehrenangelegenheit, sondern als ein Geschäft zwischen Deutschland und Frankreich zu erledigen ist.

Die Pariser Presse beginnt sich auf neue mit dem „Berechneten“ Spanien zu beschäftigen, gegen dessen „Hörigkeit“ auf scharfste protestiert wird. Das ist von französischem Standpunkt begründet und geht uns nichts an. Die Hauptfrage für Deutschland ist eine möglichst schnelle, möglichst gründliche und möglichst vortheilhafte Liquidation des alten Marokkofalles und im Anschluß an diese Liquidation die Anbahnung dauernder wirtschaftlicher Zusammenarbeit mit Frankreich in Marokko.

### Der romantische Rhein.

Von [Redaktion verboten]

Wilhelm Schmidhonn.

Aus meiner Kindheit erinnere ich mich eines vergilbten Zettels, den ich aus dem Raum einer Schulbude herausgrub: es war ein Ausruf freigelegter Gegen die „Befreiung des freien Rheins“. Wo bisher die Fäden der Rieselsteine oder des Graues zum Wasser hinangehängt hatten, sollten Steinwälle hochgerichtet und Steintribünen weit in das Wasser des Stroms hineingezogen werden, um so, den Dichtern zufolge, den Schiffen zuleit, die flut zu Mitte zu drängen.

Tropf des Freigelegten Drogenreiters wurden Dämme und Arböten gebaut — und von der Zeit an kampt die allererste Schönheit des Rheins ihren Kampf mit den neu aufgenommenen Zeit des Besehens weiter. Und das ist das Sonderbare: je rächtstloser und lärmvoller der Verkehr seine Wege durch die Felsener schnitt, je leichter ward die Gefahr der Lawende, die jährlich zum Nationalstrom gewandert kamen, jeden Wein da, wo er muß, erproben, jede auf dem Fels gestülte Ruine anfangen. Die heiligen After sind geschändet, ruft man aus, wir schämen uns, sie noch anzusehen, und bleiben fort, reifen anderswo hin.

Es ist Zeit, das, was man Schöndung der Rheinflur nennt, doch einmal ein wenig anzuleuchten. Wöhrer schilt man? Lieber das mit dem Strom, gerade mit dem Strom gegenwärtig Erdwert der beiden Sandtröben, über die noch darüber gezogenen geraden, gebogenen Schotterböden der Eisenbahnen, über den Rauch der Dampfzüge, über die Schornsteine der Fabriken? Nun, ich habe diese mit dem Strom aneinander streifen und Geleise lieb. Wie früher freizit auf dem Straßen der Winger, der Dichtreiter, der Önderer, der Hundwerkbrücker, der Werbrecher, inaren die Karren der Lumpensammler, der Läufer, der Zigeuner, fornen die Wödelwagen — aber dazu gekommen sind die schnellen, schimmernden, schlüßigen Automobile.

Dazu gekommen ist die ungeschorene Masse alles Bellen, was an Läden, Krämen, verkehrsmitteln oder herausgepöbelter Hoffnung, an Besinnung, an Leben und Tod in den Eisenbahnen liegt, die die alte öfne Zivilisations, auf beiden Ufern, den Strom hinauf, den Strom hinab tosen, in den schwarzen Tunnelhöhlen verschwinden und besonnt wieder daraus hervorzutreten, wie selber voll einer unerwünschten Freude am Spiel. Dies ist ja noch die gleiche Romantik wie die der Postkutschen, nur eine gebähtere, wirbelndere und uns darum anpaenderere.

Man wird sogar diese Geraden und Bögen der Dämme schön finden, wenn man erkennt, daß sie sich nirgendwo sentimental hinter irgendeine Dekoration verstellen, sondern, als ein ehrliches Menschenwerk, in das Naturwerk des Stroms gestellt, überall sich zeigen. Wo der Stromdammen zur Weir wird, mit aufgetragenen und weit aneinandergereihten Pfeilsteinen, das Wasser hinabgeschleudert, das Wasser, das doch oft genug mit gelbererem Blut, mit lakgerfärbten Baumstämmen, mit verunreinigten Gießschollen herankommt, da wird diese schüßende, harste, selbst erregte Weir sogar zu einem Bild prächtvollen Trophes.

Und die Dampfschiffe? Immer wird ein weißes Segel, das über den Strom zieht, seine Schönheit behalten, die es etwas überflüssig Müheloses, Gefährliches, in unbekante Ferne Fortgehendes denken läßt. Aber ein Schlepptzug unserer Tage ist dennoch von einer viel trübsameren Schönheit, wenn das bunte Giesenschiff mit seinen breiten Vortragerplanken, das brüllen und schlingen das weiße Wasser vor sich her treibt, eine Last von fünf, sechs, bis zur Strichlinie beladene Zweier- und Dreiermast hinter sich her zieht, ein Riese die ängstlichen. Darüber der tiefe, schwarze Rauch, der noch liegt, wenn der Schlepptzug um die Bergende verschunden ist, der die Felswand durch seinen wogenden Strich in zwei Hälften schneidet, die dann fonderbar, jede für sich, übereinander daliegen, der Rauch, der hier ein Weinbergsaß verdeckt, dort einen zerbrochenen Burgturm übermutter der Sonne freigibt, in die höchsten Wäme und Jaden der Felsen sich anhängt, endlich zu weißen Wölkchen wird, die dann bereit im glühenden Blau sich auflösen.

Es mag lächer sein, die Schönheit in einer Fabrik zu finden. Aber es muß da sein, die Schönheit in der Fabrik, die am Wasser, am weit des niedrigen, breiten, rüchtrüchren, steht eine Zementfabrik, die zum Schönen greift, was an lebendigen Menschenwerk auf jeder Erde nur zu sehen mag. Sie magt aus dem Boden da, wo der Rhein endlich die Bergwände nach beiden Seiten schiebt und die ausgebreitete Herde seiner Wälen in das Gras der Ebene hinaustreibt. Man hat den rechten Waldweg zeriprängt und geräumt, so daß er nun als große Felswand, senkrecht hinuntergeführt und oben gerade abgeflüchten, besteht. Davon die breiten Wärfel der Fabrik mit Schornsteinen ganz ungenohener Art. Man hat diese Schornsteine mozt, um sie „schön“ zu machen, als Burgtürme mit Erkeren und Zinnen mozt, wie das anderswo zu sehen ist — sie sind schön durch sich. Weir ist es auf dem Dach, werden nur wenig nach oben erger, drei — als Schornsteine — nur niedriger und ragen doch in eine ziemliche Höhe, da sie erst auf dem Dach anfangen,

und ragen doch wieder nicht so hoch, daß die Felswand dahinter niedrig erschiene. Sie ist von einem ebenso klugen Künstler erbaut wie die nahe niedrige Kirche.

Und nun, wie immer, gibt die Natur einem rechten Wert wie von selber eine Schönheit aus sich dazu. Felswand, Fabrik, Schornsteine, der gelb geblatte Rauch hat alles gleichmäßig mit seiner Zementfarbe angeflüchten, die nur unter der Sonne brennt und abends in ein glühendes Rot übergeht, das aus Fels und Fabrik einen einzigen löbenden Bau macht. Es wird phantastisch wie ein Stück Zirkel, von einer Riesenlast da unten heransgeriffen und hierhergestellt. Es sind andere Fabriken in die Rheinlandschaft gelegt, die in der Tat zuerst abtöten. Aber das hat nur eine ästhetische Ursache: die fingerdicken geretzten Schornsteine sind hier höher, weil sie die Berg, vor denen sie stehen, zu Hügel erniedrigen. Niemand aber kann die abtötennde Wirkung durch die Last der menschlichen Felsigkeit allein deuten: es zeigt nur für die Kraft rheinischer Volkschöpfung, daß er sich nirgendwo gescheut hat, seine Fabriken mitten zwischen die Weinberge zu bauen — die Fabriken bringen Ertrag, die Weinberge immer weniger. Das brutale Leben fordert Brutalität von denen, die mit ihm fertig werden wollen.

Oder hätte man im Ernst verlangen mögen, daß das rheinische Volk aus seinem Tal eine Art Nationalpark mache? Durch das seine Bahn führe, sein Auto fahre, in dem die Winger ihre Schieferfärbe zu Berg tragen und doch nur ihre Schulden anhäufen oder gar dem Touristen in verlogener Fröhlichkeit Wingerlieder vorsängen? Ach, die Touristen wären auch dann nicht mehr gekommen. Denn auch in ihnen ist die alte Romantik tot. Sie ist in uns allen tot. Und darum sind die Bergangeheißerster, die in den Rhein schämen, die diese besmoderte Schönheit retten wollen, indem sie Bäume ausbauen, die längt in den Fels gewachsen sind — es fehlt ja nur, daß sie selber in Küftung, mit Schild und Speer das Her entlang reiten und ihrem Falten nachsehen; nur die Tollwütigen sind die Schänder, die keinen der Herberge ohne Denkmall lassen können — Denkmaller allein einer lächerlichen Gefinnungssart und einer propheantischen Fehlschöpfung, die unseiner drohenden Zeit am wenigsten anfecht.

Alles Lieberfällige nur ist unfehlbar, alles Notwendige kann immer nur schön sein. Und dies ist schließendlich auch die neue Romantik, der lebendige Farn und die Gile der Autos, Eisenbahnen, Schiffe, die sich durch den Felschlauch drängen, der ewige Gang des Wassers, die zerfallenen Burgen, darunter die neu aufgetragenen Fabriken, und das Ziel vor und hinter dem Schluß — die großen Städte, die fremden Länder, das Meer und die ferneren Erdteile, die durch diesen Schluß